



Studies in Communication | Media

FULL PAPER

**Zwanzig Jahre Gender- und Queertheorien
in der Kommunikations- und Medienwissenschaft**

**Twenty Years of Gender and Queer Theories
in German Communication and Media Studies**

Elisabeth Klaus & Margreth Lünenborg

Elisabeth Klaus: Universität Salzburg, Österreich, Fachbereich Kommunikationswissenschaft; Kontakt: elisabeth.klaus(at)sbg.ac.at

Margreth Lünenborg: Freie Universität Berlin, Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft; Kontakt: margreth.luenenborg(at)fu-berlin.de

FULL PAPER

Zwanzig Jahre Gender- und Queertheorien in der Kommunikations- und Medienwissenschaft Ein Zwischenruf

Twenty Years of Gender and Queer Theories in German Communication and Media Studies An Interjection

Elisabeth Klaus & Margreth Lünenborg

Abstract: Communication scholars in Germany with an interest in promoting gender studies began to organize in 1991. This paper focuses on the goals and achievements of the gender studies perspective within the German-speaking associations. Examples for its considerable innovative potential are taken from public sphere theory, entertainment research and journalism study. The existing classifications have played an important role in mapping out and establishing the field, but they do need to be reworked and extended in order to deal with the “constant flux” of gendering practices (Erikson & Goldthorpe, 1992). New challenges for gender studies stem from a growing distance between feminist practices and theoretical development, from the embracement of feminist concepts by some conservative models of society and from the increasing difficulty for critical analysis given the neoliberal turn in university policies.

Key Words: Gender studies; German communication research; Theory; Epistemology; Theory-Practice-Gap; Neoliberalism; University policies

Zusammenfassung: Der Artikel zieht eine Zwischenbilanz der kommunikationswissenschaftlichen Geschlechterforschung in der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft und beschreibt zukünftige Herausforderungen. Diskutiert werden der wissenschaftliche Anspruch der Gender Studies und ihre innovativen Erträge für die Kommunikationswissenschaft, etwa im Bereich der Öffentlichkeitstheorie, der Unterhaltungsforschung und der Journalistik. Ausgehend von der vorliegenden Systematik des Forschungsbereichs wird die Notwendigkeit einer Weiterentwicklung diskutiert sowie das Verhältnis von Gender Studies und feministischen Anforderungen an Gesellschaftsentwicklung und Wissenschaftspolitik problematisiert.

Schlagwörter: Gender Studies; DGPuK; Theorieentwicklung; Wissenschaftskritik; Theorie-Praxis-Verhältnis; neoliberale Gesellschaftsentwicklung; Wissenschaftspolitik

Anlässlich der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft (DGfK) 1991 in Bamberg konstituierte sich die „Arbeitsgruppe Frauenforschung“, ein Vorgriff auf die spätere Gründung von Fachgruppen, die heute maßgeblich das fachliche Profil der Gesellschaft prägen. Die Mitglieder der Arbeitsgruppe wollten einerseits die Forschungsaktivitäten der kommunikationswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung bündeln und andererseits zugleich als Frauennetzwerk innerhalb der Fach-Community arbeiten. Diese doppelte Aufgabenstellung zeigte sich bei der nächsten Jahrestagung der DGfK, die 1992 von Louis Bossart organisiert in Fribourg zum damals noch wenig beachteten Thema „Medienlust und Mediennutz: Unterhaltung als öffentliche Kommunikation“ stattfand. Zum einen organisierte die Arbeitsgruppe im Foyer des Tagungsgebäudes eine Ausstellung unter der Fragestellung: „Hat der Mensch ein Geschlecht?“ Dabei wurden Objekte der Wiener Künstlerin Kristin Matschiner ausgestellt sowie Statistiken präsentiert, die zeigten, dass die analoge Frage „Hat die Kommunikationswissenschaft ein Geschlecht?“ überwiegend mit „Ja, wenn auch kein weibliches“ beantwortet werden musste. Zum anderen enthielt die Tagesordnung der Mitgliederversammlung den Punkt „Förderung von Frauen in der Kommunikationswissenschaft“, für den die gewählten Sprecherinnen der Arbeitsgruppe Frauenforschung, Elisabeth Klaus und Jutta Röser, einen Antrag zur besseren Präsenz von Wissenschaftlerinnen in der DGfK und zur Entwicklung des wissenschaftlichen Potentials der Frauenforschung einbrachten, der nach heftiger Diskussion mit geringen Änderungen verabschiedet wurde.

Aus dieser Anfangsepisode der Fachgruppe resultieren drei Beobachtungen:

1. Obwohl die jetzige Fachgruppe Medien, Öffentlichkeit und Geschlecht sich, der Logik der Fachgruppen folgend, auf den Forschungsbereich der kommunikationswissenschaftlichen Gender Studies konzentriert hat und das Ziel der Frauenförderung an andere Stelle verlagert wurde, ist die Entwicklung der Gender Studies eng mit einer Reihe von Karriereverläufen verknüpft. Ihre Funktion als Netzwerk hat die Arbeitsgruppe vor allem in der Anfangsphase erfolgreich erfüllt.
2. Mit der Frage „Hat Unterhaltung ein Geschlecht?“ zielte die Fachgruppe gleich zu Beginn ihrer Aktivitäten nicht nur auf das Schließen von Lücken und Füllen von Leerstellen, sondern auch auf das kritische Infragestellen etablierter Wissensbestände im Fach. So war die Unterhaltung als Forschungsgegenstand noch weitgehend verpönt, weil zahlreiche Kommunikationswissenschaftler als einzige legitimen und relevanten Forschungsgegenstand die Informationsfunktion der Massenmedien und die politische Öffentlichkeit ansahen. Zugleich wurde die Geschlechterdimension der dualistischen Trennung von Information und Unterhaltung heftig bestritten.
3. Grundlage für die weitere Entwicklung der Fachgruppe stellte die produktive, Erkenntnis fördernde Verbindung von Gender Studies und Kommunikationswissenschaft dar. Die Verbindung beider wissenschaftlicher Projekte wirft für die Kommunikationswissenschaft bis heute relevante theoretische, normative und epistemologische Fragen auf.

Mit unserem Beitrag ziehen wir eine kritische (Zwischen-)Bilanz über 20 Jahre Frauen- und Geschlechterforschung in der DGPuK, über 20 Jahre Theorieentwicklung und Forschungspraxis an der Schnittstelle von Gender Studies und Kommunikationswissenschaft. Auf dieser Grundlage wollen wir Entwicklungs-perspektiven für die Zukunft aufzeigen. Dabei sprechen wir im Folgenden nicht global über Gender- und Queertheorien, sondern reflektieren vor allem unseren Standort als Gender Studies-Expertinnen in der deutschsprachigen Kommunikati-onswissenschaft.

Im Einzelnen beschreiben wir zunächst den Ausgangspunkt der Gender Studies in der Kommunikationswissenschaft als ein widerspenstiges, der etablierten Wissenschaft gegenüber kritisch eingestelltes Projekt (1). Wie produktiv die theoretischen und analytischen Perspektiven der Geschlechterforschung in der Kommunikations- und Medienwissenschaft war, werden wir dann exemplarisch an einzelnen Forschungsbereichen erläutern (2). Die Etablierung der „kommunikati-onswissenschaftlichen Geschlechterforschung“ als eines Teilbereichs der Disziplin zeigt sich am besten in den Systematisierungs- und Ordnungsversuchen Mitte der 1990er Jahre, deren theoretische Weiterentwicklung heute auf der Agenda steht (3). Weitere Herausforderungen für die kommunikationswissenschaftlichen Gender Studies ergeben sich durch die Komplexität der Erkenntnisse der Gender Studies, die dem Alltagsverständnis der Kategorie „Geschlecht“ häufig zuwider laufen (4.1), den neoliberalen gesellschaftspolitischen Entwicklungen (4.2) und ihren wissenschaftspolitischen Folgen (4.3).

1. Ein widerspenstiges Projekt – Wissenschaftskritik

In der Verzahnung unterschiedlicher wissenschaftlicher Traditionen erscheinen kommunikationswissenschaftliche Gender Studies als widerspenstiges, interdisziplinäres Projekt. Sie erheben den Anspruch, das Verständnis gesellschaftlicher Prozesse von Kommunikation und Verständigung systematisch zu erweitern und zu verändern. Dabei stellen sie zugleich hartnäckig dominante Positionen und eingefahrene Annahmen infrage. Johanna Dorer (2002) hat darauf bestanden, den Begriff der „feministischen Medienforschung“ zu verwenden, da er den normativen Gehalt dieser Teildisziplin der Kommunikationswissenschaft besser zum Ausdruck bringe als die ansonsten gebräuchlichen Bezeichnungen wie etwa „kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung“ (Klaus, 1998) oder „Gender Media Studies“ (Lünenborg, 2009). „Feministische Medienforschung bedient sich unterschiedlicher feministischer Theoriezugänge. Typisch für die feministische Theorie ist dabei ihre Bereitschaft, unorthodoxe Denkwege einzuschlagen, sowie eine kritische und kreative Aneignung und Verknüpfung verschiedener Theorie- und Erkenntnistraditionen vorzunehmen.“ (Dorer & Klaus, 2008, S. 92) Im Kern der Teildisziplin geht es also um die Anwendung von verschiedenen feministischen Theorien in der Kommunikations- und Medienwissenschaft und die Betrachtung der verschiedenen Fachgegenstände unter der Perspektive der Gender Studies. Dieses Vorhaben kann als unorthodox, widerspenstig und offen bezeichnet werden und weist damit eine Analogie zu den Cultural Studies auf. Ersetzt man in Kerstin Goldbecks (2004) eingängiger Definition der Cultural Studies diese durch

Gender Studies ergibt sich folgende Beschreibung des Forschungsbereichs: Bei den Gender Studies handelt es sich um ein intellektuelles Projekt, das sich alltäglichen kulturellen Praktiken der Konstruktion des symbolischen Systems der Zweigeschlechtlichkeit, der Artikulation von Geschlechteridentitäten und der Analyse von Geschlechterverhältnissen widmet und diese in ihrer kontextuellen Einbettung mit besonderem Blick auf Machtverhältnisse analysiert. Gender Studies arbeiten interdisziplinär und wollen politisch Möglichkeiten bereitstellen, die eigenen gesellschaftlichen Kontexte zu verändern (in Anlehnung an Goldbeck, 2004, S. 28).

Die Geschlechterforschung rückt die sozial und kulturell konstruierte und symbolisch vermittelte Zweigeschlechtlichkeit in den Mittelpunkt ihrer Analyse. Die Gender Studies definieren damit einerseits einen Forschungsgegenstand in der Kommunikationswissenschaft, andererseits werfen sie wissenschaftstheoretische Fragen weit über eine gegenstandsbezogene Perspektive hinaus auf. Wenn sich die kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung also die Aufgabe stellt, Erkenntnisse der Gender Studies für die Kommunikationswissenschaft bereit zu stellen, so erarbeitet sie einerseits neue Wissensbestände und beschäftigt sich andererseits mit einer systematischen Wissenschaftskritik. Das macht die Leistung, aber auch die Schwierigkeiten von Frauen- und Geschlechterforschung aus, denn sie muss ihre Disziplin immer doppelt begreifen: Sie muss den wissenschaftlichen Kanon, den Main- oder Malestream als das vermeintlich Allgemeine kennen und kritisch kommentieren und zusätzlich die Unterschlagungen und Ausblendungen, die blinden Flecken des Wissenschaftsdiskurses ausleuchten und dabei Ansatzpunkte für Wissens- und Wissenschaftsveränderung entwickeln.

Geschlechtertheoretische Perspektiven stellen an die hier arbeitenden WissenschaftlerInnen erkenntnistheoretische, methodologische und methodische Anforderungen. So fordert ein methodisches Postulat der Gender Studies die selbstreflexive Analyse der Forschenden und ihres oder seines Analysestandpunktes ein. Die Forschung steht nämlich vor der erkenntnistheoretischen Herausforderung, das Objekt der Erkenntnis – die binäre Geschlechterlogik und seine gesellschaftlichen Erscheinungsformen – empirisch zum Ausgangspunkt nehmen zu müssen und zugleich im Forschungsprozess genau diese Prämisse als symbolisches Konstrukt zur Disposition zu stellen. Dieses Paradoxon der Geschlechterforschung bleibt letztlich unauflösbar und ist nur durch einen „strategischen Essentialismus“ (Spivak, 1996: 57) zu lösen.

Die Bewegung zwischen den beiden Ankerplätzen der kommunikationswissenschaftlichen Gender Studies ist im Hinblick auf die traditionelle Wissensproduktion widerspenstig, weil es sich den Logiken des je disziplininternen Diskurses entzieht und deshalb dort allzu oft aneckt, missachtet oder trivialisiert wird. Die Forderung nach der Integration der yieldimensionalen Kategorie Geschlecht in alle theoretischen Ansätze und empirischen Forschungsfelder der Kommunikations- und Medienwissenschaft ist provokant, weil sie über die Beschränkungen als Teildisziplin deutlich hinausweist.

Gender erscheint auf dem Teppich kommunikationswissenschaftlicher Erkenntnisse nach wie vor zugleich als blinder Fleck und als Faden, der in alle seine Muster fest verwoben ist. Vermutlich liegt aber genau in dieser Widerspenstigkeit

und Sperrigkeit der kommunikationswissenschaftlichen Geschlechterforschung der Grund, warum die Einarbeitung der Gender Studies in die Kommunikationswissenschaft, deren Durcharbeitung unter Bezugnahme auf die feministische Wissenschaftskritik zu einer veränderten Perspektive auf eine Reihe von virulenten kommunikationswissenschaftlichen Problemen und zu zahlreichen neuen Erkenntnissen geführt hat.

2. Erträge: Innovation durch Gender Studies

Die Inklusion theoretischer Modelle der Geschlechterforschung in die Kommunikations- und Medienwissenschaft hat dort integrative und kontextorientierte Forschungsperspektiven gestärkt. An die Stelle linearer Konzepte sind verstärkt reflexive Modelle getreten. Im Folgenden soll dies exemplarisch an einigen der Fragen, Forschungsfelder und Ansätze gezeigt werden, die in der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft unter Rückgriff auf Theorien der Geschlechterforschung bearbeitet wurden und über die ursprüngliche „Frauen- und Männerforschung“ hinaus Folgen für die Theorieentwicklung im Fach hatten und bis heute haben. An dieser Stelle soll nicht im Einzelnen auf die im Gegenstandsbereich der kommunikationswissenschaftlichen Geschlechterforschung erzielten Resultate eingegangen werden,¹ sondern vor allem die Transferleistung der Gender Studies für wichtige Teilbereiche und theoretische Modelle des Faches exemplarisch beleuchtet werden. Zur Öffentlichkeits- und Populärkulturforschung wie auch zur Journalistik haben Gender Studies grundlegende Beiträge geleistet.

Öffentlichkeitstheorien: Konstitutiv für die Beschäftigung mit Öffentlichkeit im Rahmen der Gender Studies war die Infragestellung des Dualismus von Öffentlichkeit und Privatheit, der mit der gesellschaftlichen Geschlechterhierarchie untrennbar verbunden ist. Daran schloss eine Kritik an der Beschränkung von Öffentlichkeitsdebatten auf einen engen, institutionellen Politikbegriff an, der wichtige informelle Politikformen und -prozesse ausschließt. Mit Überlegungen zur Bedeutung einer kulturellen Öffentlichkeit bzw. zu cultural citizenship (z. B. Klaus & Lünenborg, 2004) wird dieser Gedanke heute insbesondere im Hinblick auf die Relevanz von Medien zur Konstruktion von gesellschaftlicher Teilhabe weiterentwickelt. Öffentlichkeit kann nicht allein als Ausdruck und Instrument einer rationalen – und damit emotionale Elemente ausschließenden – gesellschaftlichen Problembearbeitung hinreichend verstanden werden. Feministische Öffentlichkeit hat sich immer als Gegenöffentlichkeit verstanden. Entsprechend wurden im Rahmen der Gender Studies hegemoniale und gegenhegemoniale Öffentlichkeiten intensiv erforscht (Geiger & Hauser, 2010; Wischermann, 2003) und unter anderem auch die Bedeutung von Freundschaften in Ergänzung der sozialen Bewegungsforschung herausgearbeitet (Wischermann, 2001). Die Kritik von schwarzen Frauen und Migrantinnen an einer Mittelschichtorientierung der feministischen Bewegung wurde im Rahmen der Queer Studies und von postkolonialen

1 Vgl. dazu die Bibliographie der kommunikationswissenschaftlichen Gender Studies: <http://www.uni-salzburg.at/pls/portal/docs/1/1349192.PDF>.

Ansätzen für Öffentlichkeitstheorien fruchtbar gemacht (vgl. zusammenfassend Klaus & Drüke, 2010).

Unterhaltungsforschung: Die dichotome Strukturierung von Information auf der einen und Unterhaltung auf der anderen Seite hat in der Kommunikationswissenschaft eine lange Tradition, ist jedoch – das konstatiert mittlerweile die Mediennutzungsforschung ebenso wie die Kommunikatorforschung – keine tragfähige Systematik, um Medienangebote wie Rezeptionsprozesse zu unterscheiden. Es ist maßgeblich die Geschlechterforschung gewesen, die das normative Ideal des Informationen suchenden Bürgers als dominantem Mediennutzungsmuster in Frage gestellt hat (vgl. Klaus, 1996). Es zeigte sich dabei, dass der Dichotomie von Information und Unterhaltung und der Abwertung der Unterhaltungskommunikation eine Geschlechterstruktur eingeschrieben ist. Insbesondere durch die Verbindung von Gender Studies und Cultural Studies hat die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Angeboten der Populärkultur im deutschsprachigen Raum Relevanz erhalten (vgl. Klaus, 2008b; Lünenborg, 2005; Thomas, 2008). Ob Boulevardpresse oder Reality TV – für ein Verständnis öffentlicher Kommunikation ist die analytische Auseinandersetzung mit diesen Angeboten traditioneller Medien unverzichtbar. Im Bereich der Online-Medien und sozialer Netzwerke im Internet erscheint die kategoriale Unterscheidung zwischen Informationen für den Bürger und Unterhaltung für die Konsumentin ohnehin vollständig obsolet.

Journalismusforschung: Kulturorientierte Perspektiven auf Journalismus und seine Leistungen für gesellschaftliche (Selbst-)Verständigung haben eine integrative Berücksichtigung von Geschlecht als Strukturkategorie ermöglicht (vgl. Lünenborg, 2005; Schoon, 2009) GeschlechterforscherInnen haben in der Journalismusforschung zuletzt intensiv die Verbindung inhaltlich-struktureller Veränderungen (Wandel von Angeboten und Formaten, Hybridisierung und Entgrenzung) und professioneller Handlungsmodi thematisiert. Historisch und aktuell wurden damit die eingeschriebenen Geschlechterstrukturen journalistischer Handlungsrollen sichtbar gemacht (vgl. Kinnebrock, 2007; Lünenborg & Bach, 2010). Durch eine integrative Anlage der Journalistik, die sich nicht allein auf die Kommunikatorforschung beschränkt, rücken auch Wandlungsprozesse in den Blick, die weniger mit den technischen und organisatorischen Produktionsbedingungen als vielmehr mit der gezielten Adressierung der (Teil-)Publika zusammenhängen.

Zusammenfassend lässt sich der theoretische Ertrag der Geschlechterforschung für die Kommunikationswissenschaft wie folgt skizzieren:

1. Wo Geschlecht als personengebundene und zugleich als gesellschaftliche Kategorie begriffen wird, ist eine Verbindung von Mikro- und Makroperspektive analytisch unverzichtbar. Dieses Potenzial birgt gleichfalls für das Verstehen öffentlicher Kommunikation essentielle Möglichkeiten.
2. Indem Gender Studies die binäre/dualistische Geschlechterordnung in Frage stellen, erscheinen epistemologisch weitere, in der Kommunikationswissenschaft relevante Dualismen – Information vs. Unterhaltung; Faktisches vs. Fiktives; BürgerIn vs. KonsumentIn – revisionsbedürftig.
3. Weil Geschlecht in alle Dimensionen öffentlicher Kommunikationsprozesse eingeschrieben ist, wird eine Überschreitung (teil-)disziplinärer Grenzen erforderlich.

4. Dekonstruktivistische Perspektiven der Geschlechterforschung ermöglichen es, implizite normative Positionierungen der Kommunikationswissenschaft sichtbar zu machen.

Die analytische Übertragung von Erkenntnissen der Gender Studies in die Kommunikationswissenschaft und vice versa hat sich als große Chance erwiesen, neue Ergebnisse zu erzielen. Davon haben selbstredend nicht nur die Medien- und Kommunikationswissenschaft profitiert, sondern auch die Gender Studies.

3. Klassifikationen und darüber hinaus

In ihrem Textbuch „Gender und Medien. Theoretische Ansätze, empirische Befunde und Praxis der Massenkommunikation“ haben Marie-Luise Angerer und Johanna Dorer (1994) eine Unterscheidung zwischen *Standpunkttheorien* und Poststrukturalismus/Postmoderne vorgeschlagen. Elisabeth Klaus hat das, mit etwas anderem Fokus, in ihrer erstmals 1998 erschienenen Monographie „Kommunikationswissenschaftlichen Geschlechterforschung“ (2008a) weiter ausgearbeitet. *Gleichheits- und Differenzansatz* gehören zu den Standpunkttheorien, die davon ausgehen, dass Erkenntnissubjekt und Erkenntnisprozess voneinander abhängig sind, dem Erkenntnisgewinn also Erfahrungen des sozialen Subjekts zugrunde liegen. Die Genderforschung, die diese Perspektive einnahm, zeigte vor allem die zahlreichen Lücken und Leerstellen im Fach: In Bezug auf die Bedeutung der Kategorie Geschlecht hatte die Kommunikationswissenschaft wenige Einsichten vorzuweisen. Die anhand von Gleichheits- und Differenzansatz vorgenommene Bestandsaufnahme der vorliegenden Forschungsergebnisse ermöglichte jedoch, bis heute zahlreiche Lücken zu schließen. Vor allem im Rahmen dieser erkenntnistheoretischen Positionierungen wurde gesellschaftspolitischer Forschungsbedarf artikuliert und aufgegriffen. Nicht zu vergessen, dass wesentliche Initialzündungen für die Genderforschung in unserem Fach von außerhalb des Wissenschaftssystems kamen: Journalistinnen in öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten ebenso wie Frauenministerien waren und sind es, die gesellschaftlich relevante Fragen nach der Partizipation von Frauen im Mediensystem und im öffentlichen Diskurs aufwerfen.

Angerer und Dorer haben den Standpunkttheorien *Poststrukturalismus/Postmoderne* gegenübergestellt. Klaus hat das *De/Konstruktivismus* genannt. Dieser Ansatz markiert den Paradigmenwechsel, der sich bereits Ende der 1980er Jahre in den Gender Studies abzuzeichnen begann und dazu geführt hat, dass der an das Subjekt gebundene Erfahrungsbegriff zunehmend problematisiert wurde. Im Wissen um die Standortgebundenheit von Erfahrung wird auch die soziale und kulturelle Gebundenheit theoretischer Erkenntnisse sichtbar. Erfahrungsbasiertes Wissen knüpft unauflöslich an gesellschaftliche Diskurse an, verändert diese und muss zugleich als deren Effekt betrachtet werden. Geschlecht wird diskursiv hergestellt und rekurriert zugleich auf gelebte Erfahrung von Männern und Frauen, von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Der Widerspruch muss nicht nur als quasi dialektisches Prinzip ausgehalten werden, sondern in ihm liegt die subversive Kraft der Gender Studies mitbegründet. Subjektunabhängige Erkenntnis

ist damit unmöglich. Geschlecht als Gegenstand wissenschaftlicher Analyse bleibt zugleich stets deren Voraussetzung und wird immer wieder (auch) durch Erkenntnis- und Theorieproduktion hergestellt.

Katharina Pühl et al. (2004, zitiert nach Dorer & Klaus, 2008) heben als Merkmale der de/konstruktivistischen Wende hervor: eine anti-essentialistische Auffassung von Geschlecht, eine Neukonzeptionierung bzw. in Fragestellung von Subjekt und Subjektivität und eine veränderte Auffassung vom Politischen. Das Interesse der Genderforschung wandte sich mit diesem Paradigmenwechsel stärker symbolischen Formen und kulturellen Repräsentationen zu Lasten der gesellschaftstheoretischen Ansätze und der Ungleichheitsforschung zu. De/Konstruktivismus hebt vor allem hervor, dass es für die Illusion des erkennenden Subjekts kein Außen gibt, das analysiert werden kann, sondern mit dem Erkenntnisprozess auch immer die bestehenden Verhältnisse mitproduziert werden. Dieses selbstreflexive Moment, das in der Formel des „doing gender“ markant zum Ausdruck gebracht wird, hat die Gender Studies unwiderruflich verändert. Geschlecht wird fortlaufend hergestellt – in interpersonaler wie öffentlicher Kommunikation ebenso wie allgemein in und durch Forschungsprozesse. Das „doing gender“ hat die vieldimensionale Kategorie Geschlecht um ihre Bestimmung als Konstruktionsleistung ergänzt und damit deren Dekonstruktion auf die Agenda der Genderforschung gesetzt.

Der Ansatz des De/Konstruktivismus umfasst all jene Erkenntnistheorien, die davon ausgehen, dass Geschlechterdifferenzen nichts Gegebenes sind, sondern sozial bzw. kulturell ständig neu verhandelt und hergestellt werden. Sie können deshalb auch nur überwunden werden, wenn solche Konstruktionen aufgedeckt werden und die Grenzen von Mannsein und Frausein verschoben und verändert bzw. neue Lebensentwürfe jenseits dieser Muster sichtbar und anerkannt werden. Ganz offensichtlich kommt in diesem Prozess der Konstruktion und Veränderung von Geschlecht Medien und öffentlicher Kommunikation eine besondere Bedeutung zu. Bei genauerem Blick auf das Konzept des De/Konstruktivismus werden darin mindestens drei sehr verschiedene Ansätze deutlich: den *sozialen Konstruktionismus* inklusive der Bourdieuschen Gesellschaftsbeschreibung, der die soziale Konstruiertheit der Gesellschaft betont, den *Poststrukturalismus* mit seiner Annahme einer rein diskursiv erzeugten Umwelt, und den *Dekonstruktivismus*, der in der Geschlechterforschung am wirkmächtigsten durch die Arbeiten Judith Butlers (1991) vertreten ist. Inzwischen wurde diese Perspektive im Rahmen der Queer Theory erweitert, die den Fokus auf die explizite analytische Thematisierung von Sexualität und Körperlichkeit legt und damit verbunden Kritik an der heterosexuellen bzw. heteronormativen Matrix übt. Heteronormativität wird als Basis der Konstruktion „normaler“ Identitäten und damit der Etablierung von gesellschaftlichen Hierarchien und von Inklusions- und Exklusionsprozessen gesehen. Mit Sabine Hark gesprochen, lenkt Queer Theory die theoretische Aufmerksamkeit auf die „sozial gestiftete Kohärenz von sex, gender, Begehrten und Identität“ (Hark, 2008, S. 110).

Die aus heutiger Sicht unscharfe Zusammenfügung sehr unterschiedlicher Ansätze, die teils gesellschaftstheoretisch, zumeist aber kulturalistisch argumentieren, auch das Aufkommen der Queer Studies und des Intersektionalitätsparadigmas

zeigen, dass das Modell der drei Ansätze (Gleichheit – Differenz – Dekonstruktion) aktualisiert und weiterentwickelt werden muss. Ruth Ayaß (2006, S. 406) bemerkte bei ihrer Auseinandersetzung mit Gender Studies und deren Methoden, dass „viele der bisherigen Untersuchungen zum Thema Geschlecht und Medien [...] hinter dem Niveau und den Erkenntnissen der Gender Studies zurück(bleiben)“. Dabei nimmt sie allerdings die vorhandene Literatur nur sehr selektiv und nicht immer in ihren aktuellen Debatten zur Kenntnis. Ayaß plädiert dafür, „um einer Reifizierung der Zweigeschlechtlichkeit im Forschungsprozess zu begegnen, auf jegliche Formen von Binärkodierungen zu verzichten, die in Gestalt von tabellarischen Gegenüberstellungen des Typs ‚feminine/masculine‘ [...] speziell in der Medienforschung verbreitet sind“ (S. 416). Mit einem gänzlichen Verzicht auf den Rückbezug zu lebensweltlich strukturierten Kategorien gerät jedoch der Gegenstand der Analyse der Gender Studies, wie auch ihre gesellschaftliche Gestaltungs- und Veränderungskraft aus dem Blick. Anstelle eines vollständigen Verzichts auf einen dualen Geschlechterbegriff ist deshalb die Dynamik von Konstanz und Veränderung in den Blick zu nehmen. Mit dem Begriff „constant flux of gendering practices“ lässt sich, mit Rückgriff auf die Sozialstrukturanalysen von Erikson und Goldthorpe (1992), die Dialektik von Beharrung und Veränderung charakterisieren. Genau dieses Spannungsverhältnis in Bezug auf die Funktion und Leistung öffentlicher Kommunikation zu untersuchen, der Frage nachzugehen, welchen Beitrag zur Veränderung und welchen Part sie zur Re-Etablierung hierarchischer Geschlechterverhältnissen leistet, gehört zu den spannenden Herausforderungen aktueller kommunikationswissenschaftlicher Geschlechterforschung.

Der in der kommunikationswissenschaftlichen Geschlechterforschung identifizierte Dreiklang der Ansätze darf nicht als fixer Kanon aufgefasst werden, sondern ist als zu einem bestimmten Zeitpunkt entstandene und da ertragreiche Klassifikation aufzufassen, die weder allumfassend noch exklusiv oder für alle Zeiten gültig ist. Die Strukturierung der Gender Studies in drei Ansätze hat vielmehr eine systematische Ordnung des gesamten Forschungsbereichs ermöglicht. Sie ist heute jedoch nicht mehr ausreichend, um die Vielfalt feministischer Theorien und Ansätze in der Kommunikations- und Medienwissenschaft angemessen darzustellen. Zusammenfassend lässt sich sagen: Es war in den 1990er Jahren wichtig, auf der Basis der drei Ansätze der Frauen- und Geschlechterforschung eine einheitliche Landkarte dieses relativ jungen Teilgebiets der Kommunikationswissenschaft zu zeichnen und damit die kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung zu begründen. Erst mit dieser systematischen Strukturierung wurde die Geschlechterforschung in der Kommunikationswissenschaft anschlussfähig für die Theoriedebatten der Gender Studies in den Sozial- und Kulturwissenschaften. Zwanzig Jahre später gilt es aber, die Vielfalt der unterschiedlichen Zugänge stärker zu berücksichtigen. Möglicherweise sind unterschiedliche Formen der Kartierung erforderlich, um die Geschichte unseres Forschungsgebietes zu zeichnen, seine erkenntnistheoretischen Wurzeln zu identifizieren und konkrete Erkenntnisse über die Aufrechterhaltung des Geschlechterdualismus mittels Medien und Kommunikation zu gewinnen. Neue Landkarten sind aber auch deshalb nötig, weil die

Welt, d. h. die die Wissenschaft umgebende Gesellschaft, sich in den letzten zwanzig Jahren dramatisch verändert hat.

4. Herausforderungen für die Weiterentwicklung der Gender Studies

Die Gender Studies und noch deutlicher die Queer Studies gehören epistemologisch zu den normativen Ansätzen. Impetus und Motor ihrer Forschung ist es, Wissen bereit zu stellen, das für Interventionen in die Gesellschaft relevant und nützlich ist. Ziel von Forschung ist es damit, jenen Material an die Hand zu geben, die Geschlechter- und Herrschaftsverhältnisse verändern wollen. Solch ein interventionistisches Wissenschaftsverständnis macht Forschung nicht zu einem utilitaristischen Instrument, verortet sie jedoch im Kontext gesellschaftlicher Resourcen und Machtverhältnisse. Es geht also um das Verhältnis von kommunikationswissenschaftlicher Theorie und feministischer, politischer Praxis. Angesichts eines tiefgreifenden sozialen Wandels müssen Gender Studies in der Kommunikations- und Medienwissenschaft ihr Verhältnis zu einer emanzipatorischen gesellschaftlichen Praxis neu bestimmen. Dabei ergeben sich vor allem drei Aufgabenbereiche bzw. Handlungsfelder: der erste hängt mit der Schwierigkeit zusammen, komplexe Theorien gesellschaftlich zu vermitteln; der zweite benennt die Notwendigkeit, den Zusammenhang von Feminismus und Neoliberalismus zu bestimmen; der dritte schließlich verweist auf die unmittelbare Relevanz für das Handeln im System der Hochschulen als Lehr- und Forschungseinrichtungen.

4.1 Transferprobleme zwischen Wissenschaft und Praxis

Ausgangspunkt unserer Überlegungen ist der normative Anspruch der Gender Studies, einerseits theoretische Modelle zur Beschreibung und Analyse von Geschlechterverhältnissen zu entwickeln, andererseits politisch handlungs- und gestaltungsfähig zu sein. Daraus erwachsen vielfältige Anforderungen an die Wissenschaftsentwicklung, die nicht zuletzt dazu geführt haben, dass Gender Studies mit zunehmend abstrakteren Begriffsbildungen, komplexeren theoretischen Modellen und methodischen Designs operieren.

Damit stellt sich das erste Problem, das sich als Transferdefizit, als Theorie-Vermittlungs-Kluft fassen lässt und die kommunikationswissenschaftlichen Gender Studies ebenso beschäftigt wie die Kommunikationswissenschaft als Ganzes. Denn in dem Maße, in dem sich die Gender- und Queer Studies als eigenständiger Forschungsbereich ausdifferenziert haben, wurde ihre Verbindung zum Projekt der Frauenbefreiung geschwächt. Im (medien-)öffentlichen Geschlechterdiskurs hat sich dabei eine Wissenschaftsfeindlichkeit breit gemacht, die die Kommunikationswissenschaft mit Blick auf das Infragestellen der eigenen gesellschaftlichen Relevanz etwa in der „Silbermann-Debatte“ in ähnlicher Weise erlebt hat (vgl. Neverla, 1997; Silbermann, 1996). 2006 erschien Susanne Gaschkes „Die Emanzipationsfalle“, 2007 Alice Schwarzers „Die Antwort“, die beide in spezifischer Weise eine Bestandsaufnahme von Frauenbewegung und Feminismus liefern. Die Theorie-Vermittlungs-Kluft zeigt sich in beiden Publikationen, wenn die Gender Studies mit nur wenigen Worten angesprochen und als bedeutungslos für die Be-

standsaufnahme feministischer Politik abgetan werden: „Die GenderforscherInnen wollten nun nicht nur die konstruierte Geschlechterrolle ‚dekonstruieren‘, sondern auch das biologische Geschlecht. Heraus kam ein Frontalangriff auf das Konzept der Zweigeschlechtlichkeit; philosophisch uninteressant, doch fern von der weiterhin schwer gendernden Realität. [...] Realität jedoch ist, dass wir heute Frauen und Männer *sind*“ (Schwarzer, 2007, S. 24, Herv. i. O.).

Es irritiert, dass Gender Studies, die ja ihren Ursprung in den Emanzipationsbewegungen der Frauen haben, bei Schwarzer als irrelevant für die aktuelle Positionsbestimmungen des Feminismus erachtet werden. Man kann diese Perspektive abtun als Ignoranz, aber das reicht nicht aus. Denn beide Autorinnen können sich in dieser Weise positionieren, ohne sich damit ins Abseits zu begeben. Sie bringen damit zum Ausdruck, was viele gut gebildete, gesellschaftlich integrierte, emanzipierte Frauen heute denken. Hinter der Verkürzung verbirgt sich eine wirkliche Problematik. Denn: Theorien, insbesondere kritische Theorien, brauchen den Weltbezug als Ankerpunkt und zur Relevanzprüfung. Und auch andersherum: Gesellschaftskritik braucht den Theoriebezug, damit sie nicht in Detailfragen erstickt.

Vier Ursachen scheinen dem Theorie-Vermittlungsproblem zugrunde zu liegen:

1. Die notwendige Fixierung von Genderforscherinnen auf die *fachinternen Diskurse* erschwert es Außenstehenden, eine Verbindung zwischen den hier diskutierten Themen und ihren Fragen herzustellen. Disziplinäre Präzision und Prägnanz werden so von Ausschlussprozessen begleitet.
2. Diese reduzierte Adressierung fachexterner Publka zeigt sich insbesondere im ständigen Strom der Übernahme *englischsprachiger Begriffe*, die nur schwer zu vermitteln sind. Ganz nebenbei wird damit der Finger auch auf ein Problem der Hegemonie von Diskursen aus dem englisch-amerikanischen Raum gelegt.
3. Zugleich gilt aber, dass jede Theorie im Zuge ihrer Entwicklung und Ausdifferenzierung sich von Alltagswissen entfernt und entfernen muss. Das notwendige *Fachvokabular* und komplexe Erklärungen führen dazu, dass der unmittelbare Anschluss an die politischen Debatten und Alltagsdiskurse nicht länger gegeben ist.
4. Es erfordert also *Anstrengungen*, Theorie wieder praxistauglich zu machen. Das muss ein zweiseitiger Prozess sein, der von WissenschaftlerInnen zu leisten ist – insofern enthält er eine Aufforderung, durch Forschung *relevantes* Wissen bereit zu stellen. Aber es bedarf gleichermaßen der reflexiven Bereitschaft jener, die feministische Politik umsetzen. Wie Gaschke und Schwarzers Äußerungen zeigen, ist die Diskussion über Gleichbehandlung nicht notwendig mit Reflexionswillen und dem Anspruch verbunden, das Feld auch theoretisch zu durchdringen.

Dabei haben sich historisch als abstrakt erscheinende Theorien als äußerst praxisnah erwiesen. So gibt etwa der Fall der südafrikanischen Sportlerin Caster Semenya dem von Gaschke und Schwarzer gleichermaßen gescholtenen De/Konstruktivismus in seinen Zweifeln an der biologischen Vorgängigkeit der Geschlechterkategorie Recht. Unter der Überschrift „Unbeschreiblich weiblich“ schreibt Werner Bartens am 22./23.8.2009 in der Süddeutschen Zeitung „warum

es ein Irrglaube ist, die geschlechtliche Identität eines Menschen sicher bestimmen zu können“ (Bartens, 2009, S. 2). „Wann ist eine Frau ein Mann?“ fragt der Autor und überholt Alice Schwarzer mit ihrer Setzung, dass wir „heute Frauen und Männer *sind*“ radikal geschlechtertheoretisch. Durch die Diskussion darüber, ob Caster Semenya nun als Mann oder als Frau zu gelten habe, wurde der naturalisierte Geschlechterdualismus kurzzeitig verstört. In allen Medien wurde Sex und Gender zu einer öffentlichen Verhandlungssache. Doch jenseits dieser temporären Irritationen hat eine großflächige Integration ursprünglich widerständiger systemkritischer Gedanken und Konzepte in konservative Gesellschaftsentwürfe stattgefunden.

4.2 Neoliberale Gesellschaftsentwicklung

Im Laufe der Zeit scheint der Feminismus nachhaltig für den neoliberalen Gesellschaftswandel vereinnahmt worden zu sein. Daran haben populärkulturelle Medienangebote maßgeblichen Anteil, womit die kommunikationswissenschaftliche Forschung in besonderer Weise gefordert ist. Schwarzer (2007, S. 18, Herv. i. O.) spricht stolz davon, dass der Feminismus dort „angekommen“ sei, „wo er auch hingehört“, nämlich „in der Mitte der Gesellschaft“. Ob das aber wirklich wünschenswert ist, hat mit der spezifischen Gesellschaftsverfassung und dem Gesellschaftsverständnis zu tun, das feministischen Konzepten zu Grunde liegt.

Die damalige Familienministerin Ursula von Leyen oder die FDP-Europapolitikerin Sylvia Koch-Mehrin haben keine Probleme, feministische mit neoliberalen Ansichten zu verbinden. So schreibt etwa Koch-Mehrin in „Schwestern. Streitschrift für einen neuen Feminismus“ (2007, S. 21): „Das Leben liegt uns zu Füßen. Im Prinzip kann jede Frau heute die Lebensform wählen, die sie sich wünscht und die ihren individuellen Bedürfnissen entspricht: ob mit, ob ohne Mann, ob lieber allein oder als Lesbe, ob mit, ob ohne Kinder, ob im Beruf oder zu Hause – endlich ist der ganze bunte Reigen erlaubt.“ Die Diagnose vielfältigerer Handlungsoptionen und Lebensentwürfe ist zweifellos richtig, blendet dabei aber vollständig ökonomisch-soziale Rahmungen und Restriktionen aus. Der „bunte Reigen“ ist eine Formulierung ganz im Sinne neoliberaler Ideologie, und Koch-Mehrin gehört auch tatsächlich dem Unterstützungsreich „Neue soziale Marktwirtschaft“ an. Nancy Fraser hat die ketzerische These von einer „unappetitliche(n), unergründige(n) Wahlverwandtschaft“ (2009, S. 50) zwischen Neuer Frauenbewegung und Neoliberalismus aufgestellt. In ihrem Aufsatz „Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte“ vertritt Fraser die These, dass kulturelle Einstellungen, die der Neuen Frauenbewegung entstammen, so heilsam sie an sich waren, *auch* zur Umgestaltung der kapitalistischen Nachkriegsgesellschaft im Zeichen des Neoliberalismus genutzt wurden. Am Beispiel der feministischen Analyse geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, die die „Männerwelt Beruf“ von der „Frauenwelt Familie“ (Beck-Gernsheim, 1985) trennte, soll Frasers Argumentation hier verdeutlicht werden. Die Neue Frauenbewegung kritisierte die Überbewertung der Lohnarbeit als Basis der androzentrischen Vorstellungen von Arbeit und Familie. Der Neoliberalismus deutete dies um, indem Frauen weltweit umfassend in die Lohnarbeit integriert und der Familienlohn

durch die Norm der Doppelverdienerfamilie ersetzt wurde. Die Überbewertung der kapitalistischen Lohnarbeit wurde also nicht etwa abgebaut, sondern drastisch verschärft, und andere Lebensbereiche gerieten dadurch noch stärker ins Abseits.

Solche ideologischen Umdeutungen und Legitimierungen waren solange nicht möglich, wie die Forderungen nach Aufhebung geschlechterbezogener Ungleichheiten im Kontext der Neuen Frauenbewegung durch eine umfassende Gesellschaftskritik zusammengehalten wurden. Der Verlust dieser Kritik hat zu einer Fragmentierung beigetragen, die die neoliberalen Vereinnahmung feministischer Forderungen und damit die funktionale Einpassung von Frauenerwerbsarbeit in die kapitalistische Gesellschaft ermöglichte. Es liegt nahe, Frasers Text als Reflexionsfolie zu verwenden, um die Veränderungen in den Medienrepräsentationen und der Repräsentanz von Frauen in der Produktion genauer zu untersuchen. Angela McRobbie (2009) sowie Yvonne Tasker und Diane Negra (2007) haben sich intensiv mit populärkulturellen Erzählungen postfeministischer Repräsentationen befasst. Ob „Sex and the City“, „Desperate Housewives“ oder „Bridget Jone’s Diary“ – hier werden Erzählungen von weiblichem Erfolg und individueller Verwirklichung geliefert, die gänzlich ohne gesellschaftliche Kontextualisierungen auskommen. „This anti-feminist endorsement“, schreibt McRobbie (2007, S. 31), „of female individualization is embodied in the figure of the ambitious, TV Blonde.“ Erfolgreiche junge Frauen werden hier nicht im Kontext gesellschaftlicher Veränderungen und neu ausgehandelter Geschlechterstrukturen sichtbar, sondern als optimale Darstellerinnen neoliberaler Konsumlogik, die auf grundlegenden gesellschaftlichen Ausschlussmechanismen basiert. Dass Medienerzählungen insbesondere als soziale Referenzrahmen Geltung erlangt haben, um Konventionen von Sexualität und sexualisierten Körpern zu prägen, verleiht ihnen bei der Neuverhandlung von Geschlechterstrukturen besondere Relevanz. Diese kritische Perspektive verfolgen etwa Tanja Thomas mit ihrer Analyse der Castingshows als „Showtime für das ‚unternehmerische Selbst‘“ (Thomas, 2006) und Tanja Maier (2007), wenn diese konstatiert, dass in einigen Fernseh-Serien heute ein feministisches und queeres Begehen zwar deutlicher sichtbar werde, aber damit gleichzeitig verquere und widerständige Identitäten normalisiert und ihres widerständigen Charakters beraubt würden.

Nancy Frasers kritische Bestandsaufnahme ist aber keine Analyse des Scheiterns feministischer Theorie und Praxis. Die amerikanische Wissenschaftlerin prognostiziert vielmehr, dass die augenblickliche Krise neoliberaler Marktkonzepte zu einer umfassenden Gesellschaftskritik und zur Entstehung neuer sozialer Bewegungen führen könne. „Wenn wir die Chance nutzen, könnte es gelingen, die Struktur der bevorstehenden Transformation in Richtung Gerechtigkeit zu verändern – und dies nicht allein im Hinblick auf Geschlechtergerechtigkeit.“ (Fraser, 2009, S. 57) Ähnlich argumentiert Gudrun-Axeli Knapp (2008), wenn sie dafür plädiert, neben der Forderung nach Anerkennung kultureller Differenz und der Verstörung des Geschlechterdualismus, Gesellschaftsstrukturen und soziale Ungleichheit wieder stärker in den Mittelpunkt der Theoriebildung zu rücken (Knapp, 2008). Solche Überlegungen erlangen dann unmittelbare Relevanz für die Wissenschaft, wenn diese nicht außerhalb, sondern als Teil des Gesellschaftswan-

deles verortet wird, wenn also der neoliberalen Umbau des Hochschulwesens gerade auch im Hinblick auf die Möglichkeiten nachhaltiger Theorieentwicklung reflektiert wird.

4.3 Aktuelle wissenschaftspolitische Entwicklungen

Die aktuellen gesellschaftlichen Wandlungsprozesse hinterlassen auch im Wissenschaftssystem und im Hochschulbereich tiefgreifende Spuren. Neoliberaler Umbau bedeutet zum einen die Privatisierung und Ökonomisierung von Bildung und Ausbildung, von Forschung und Wissenschaft und impliziert andererseits, dass alle Aspekte wissenschaftlicher Arbeit unter das Prinzip der Ökonomie und damit auf Verwertbarkeit und Effizienz umgestellt werden bzw. bereits umgestellt worden sind. „Exzellenzinitiativen“ und „Eliteförderung“ verweisen auf ersteres, die Bologna-Architektur, Leistungsvorgaben und ständige Evaluierungen von Hochschulen und deren Untergliederungen, aber auch vom wissenschaftlichen Personal auf letzteres.

Der neoliberalen Umbau des Wissenschaftssystems behindert die Weiterentwicklung kritischer Theorien. Damit haben sich auch die Bedingungen für die Ausarbeitung von Gender- und Queertheorien nachhaltig verschlechtert. Dafür gibt es zahlreiche Gründe, einige wollen wir nennen: Eine überwiegend an Managementvorstellungen ausgerichtete Gestaltung von Hochschulen führt dazu, dass Administrationsaufgaben ständig zunehmen und ein immer kleinerer Teil der Arbeitszeit des wissenschaftlichen Personals für die Forschung zur Verfügung steht. Theoriearbeit, die ihrem Wesen nach nicht unmittelbar in anwendungsorientierter Forschung ihren Niederschlag finden kann und soll, steht unter den Bedingungen der Ökonomisierung der Hochschule unter erheblichem Legitimationsdruck, weil das Einwerben von Drittmitteln zum exklusiven Maßstab der Güte und Qualität von Forschung und Wissenschaft werden. Besonders problematisch wird das, wenn zugleich die öffentlichen, von der Privatwirtschaft unabhängigen Fördermittel drastisch gekürzt werden, wie es etwa für Österreich aktuell gilt.

Theorieentwicklung braucht die Möglichkeit, Neues zu denken, benötigt Kreativität und Freiräume. Sich diese zu nehmen und zu erstreiten, bedeutet, der neoliberalen Vermarktungslogik Widerstand entgegen zu setzen. Es bedeutet auch, die Freiheit zurück zu gewinnen, sich als Persönlichkeit zu entfalten. Theorien sind ja nicht nur Ausdruck von Kultur und Gesellschaft, sondern auch Produktionen von Individuen. Feministische Wissenschaftsentwicklung impliziert, die Arbeitskulturen zu verändern und, wie weiter oben ausgeführt, sich selber als standortgebundene Subjekte in die Forschung einzuschreiben. Es sind auch weiterhin die Strukturen des Wissenschaftssystems und die Bindung an dortige Netzwerke, die Karrieren bestimmen. Das fällt gerade in einem vergleichsweise kleinen Fach wie der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft auf: Netzwerken und die Verfolgung der eigenen Forschungsinteressen sind mindestens so wichtig wie das intensive Akquirieren, Publizieren und Präsentieren.

In Zeiten des neoliberalen Umbaus der europäischen Hochschulen ist die Eroberung von individuellen und kollektiven Freiräumen nicht nur notwendig, um theoretisch produktiv zu sein, sondern wird auch zur widerständigen Handlung,

um Hochschulen als Orte kritischer Erkenntnisproduktion zu erhalten. Dabei sind die Voraussetzungen angesichts einer nach wie vor nur partiellen Integration der Gender Studies in der Fachcommunity schwieriger denn je, denn jede einzelne Gender-Forscherin muss als ausgewiesene Expertin in mindestens einem anerkannten Teilbereich des Fachs gelten, sich als Rezeptionsforscherin, Journalismusforscherin, Kommunikationshistorikerin etc. einen Namen machen und daneben zugleich Geschlechterforscherin sein. Explizite Denominationen, die Geschlechterforschung zum profilbildenden Bestandteil kommunikationswissenschaftlicher Lehrstühle macht, liegen im deutschsprachigen Raum – im deutlichen Unterschied zu anderen Sozialwissenschaften und zu anderen Ländern – nicht vor. Diese erzwungene Zweigleisigkeit führt zu Doppelbelastungen, die gerade in Zeiten des neoliberalen Umbaus der Hochschulen enormes Potential, insbesondere beim wissenschaftlichen Nachwuchs bindet.

5. Ein kurzes Fazit

Eine zaghafte Etablierung der Gender Studies in der Kommunikations- und Mediawissenschaft ist *personengebunden* gelungen. Sie ist aber später erfolgt und weniger abgesichert als in anderen Sozialwissenschaften. Eine *strukturelle* Verankerung hat im deutschsprachigen Raum bis heute nicht stattgefunden. Nur in wenigen Fällen ist eine systematische curriculare Berücksichtigung in den B.A.- und M.A.-Studiengängen erfolgt.²

Diese Verfasstheit verweist auf Labilität und Dynamik. Sie fordert integrative Konzepte in Lehre und Forschung, die Gender Studies nicht disziplinär, sondern epistemologisch und strukturell interdisziplinär anlegen. Strategisch erfordert dieser Zustand einerseits die Orientierung an der herrschenden Binnenlogik des Wissenschaftssystems beispielsweise durch Nachwuchsförderung, die Kanonisierung von Wissen und dessen Vermittlung in Lehrbüchern sowie die Akquise von Drittmitteln. Gerade die letztgenannte Forderung bringt Ambivalenzen mit sich. Einerseits ermöglicht Medien-Geschlechterforschung, finanziert von Ministerien, Medienbetrieben oder Medienaufsicht, die zuvor diskutierten interventionistischen Ansprüche einzulösen. Gerade mit Blick auf Partizipation und Repräsentation der Geschlechter besteht hier nach wie vor Forschungsbedarf. Andererseits liegt in dieser anwendungsorientierten Forschung zugleich ein Risiko, weil diese gleichstellungspolitisch induzierte Forschung sehr unmittelbar an politischen Handlungslogiken und Gestaltungsoptionen orientiert ist. Dezidierte Theoriearbeit und -entwicklung kann dort nur marginal geleistet werden. Dazu ist theoriebildende Grundlagenforschung erforderlich, die primär durch die nationalen und internationales Einrichtungen der Forschungsförderung ermöglicht wird.

2 Einzig an der Universität Wien ist „Feministische Medien- und Kommunikationsforschung“ als Wahlpflicht-Bereich systematisch etabliert. Ein anderes Konzept verfolgt beispielsweise die FU Berlin. Dort müssen alle Studiengänge je gegenstands- und fachspezifische Gender-Wissen und -Kompetenzen vermitteln. Damit ist in den kommunikationswissenschaftlichen Studiengängen geschlechteranalytisches Wissen in Modulen zur Medienkultur, zum Journalismus oder zur Mediawirkung – je nach Ausgestaltung durch die Lehrenden – integriert enthalten.

In diesem Bereich der Theorie- und Modellentwicklung liegt für die Kommunikationswissenschaft insgesamt das relevante Potenzial: Die Gender Studies in der Kommunikationswissenschaft generieren Theorieperspektiven, die gesellschafts- und kulturorientierte Ansätze nicht als Gegensätze, sondern als komplementäre Bestandteile zum Verständnis öffentlicher Kommunikation betrachten. Das macht sie für die Kommunikations- und Medienwissenschaft auch zukünftig innovativ und ertragreich.

Literatur

Angerer, M.-L., & Dorer, J. (Hrsg.). (1994). *Gender und Medien. Theoretische Ansätze, empirische Befunde und Praxis der Massenkommunikation. Ein Textbuch zur Einführung. Studienbücher zur Publizistik und Kommunikationswissenschaft*. Wien: Braumüller Verlag.

Ayaß, R. (2006). Gender Studies. In R. Ayaß, & J. Bergmann (Hrsg.), *Qualitative Methoden der Medienforschung* (S. 406-422). Reinbek: Rowohlt.

Bartens, W. (22./23. August 2009). Unbeschreiblich weiblich. *Süddeutsche Zeitung*, S. 2.

Beck-Gernsheim, E. (1985). *Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.

Butler, J. (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Dorer, J. (2002). Entwicklung und Profilbildung feministischer Kommunikations- und Medienwissenschaft. In J. Dorer, & B. Geiger (Hrsg.), *Feministische Medien- und Kommunikationswissenschaft. Ansätze, Befunde und Perspektiven der aktuellen Entwicklung* (S. 22-32). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Dorer, J., & Klaus, E. (2008). Feministische Theorie in der Kommunikationswissenschaft. In C. Winter, A. Hepp, & F. Krotz (Hrsg.), *Theorien der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Grundlegende Diskussionen, Forschungsfelder und Theorieentwicklungen* (S. 91-112). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Erikson R., & Goldthorpe, J. H. (1992). *The Constant Flux. A Study of Class Mobility in Industrial Societies*. Oxford: Clarendon Press.

Fraser, N. (2009). Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte. *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 8, 43-57.

Gaschke, S. (2006). *Die Emanzipationsfalle. Karriere oder Kinder? Warum wir neue Rollenbilder brauchen*. München: Wilhelm Goldmann Verlag.

Geiger, B., & Hauser, M (2010): Medien der Neuen Frauenbewegung im Archiv. *Interface: a journal for and about social movements*, 2, 103-125.

Goldbeck, K. (2004). *Gute Unterhaltung, schlechte Unterhaltung. Die Fernsehkritik und das Populäre*. Bielefeld: transcript Verlag.

Hark, S. (2008). Lesbenforschung und Queer Theorie: Theoretische Konzepte, Entwicklungen und Korrespondenzen. In R. Becker, & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (2. erw. u. aktual. Aufl.) (S. 108-115). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kinnebrock, S. (2007). Schreiben für die politische Öffentlichkeit? Frauen im Journalismus um 1900. In C. Bland, & E. Müller-Adams (Hrsg.), *Frauen in der literarischen Öffentlichkeit 1780-1918* (S. 143-167). Bielefeld: Aisthesis Verlag.

Klaus, E. (1996). Der Gegensatz von Information ist Desinformation, der Gegensatz von Unterhaltung ist Langeweile. *Rundfunk und Fernsehen*, 3, 402-417.

Klaus, E. (2008a). *Kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung. Zur Bedeutung der Frauen in den Massenmedien und im Journalismus* (aktual. u. korrig. Neuaufl.). Wien, Berlin: Lit Verlag.

Klaus, E. (2008b). Verschränkungen. Zum Verhältnis von Cultural Studies und Gender Studies. In A. Hepp, & R. Winter (Hrsg.), *Kultur – Macht – Medien. Cultural Studies und Medienanalyse* (3., überarb. u. erw. Aufl.) (S. 201-218). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Klaus, E., & Lünenborg, M. (2004). Cultural Citizenship. Ein kommunikationswissenschaftliches Konzept zur Bestimmung kultureller Teilhabe in der Mediengesellschaft. *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 52, 2/2004, 193-213.

Klaus, E., & Drüeke, R. (2010). Öffentlichkeit und Privatheit: Frauenöffentlichkeiten und feministische Öffentlichkeiten. In R. Becker, & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (3. aktual. u. erw. Aufl.) (S. 244-251). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Knapp, G.-A. (2008). Give Sex, Gender and Sexuality more of a Society: Zur Standortbestimmung feministischer Theorie. *Feministische Studien*, 2/2008, 208-219.

Koch-Mehrini, S. (2007). *Schwestern. Streitschrift für einen neuen Feminismus*. Berlin: Econ.

Lünenborg, M. (2005). *Journalismus als kultureller Prozess: Zur Bedeutung von Journalismus in der Mediengesellschaft – Ein Entwurf*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Lünenborg, M. (2009). Politik auf dem Boulevard? Eine Einführung aus geschlechtertheoretischer Perspektive. In M. Lünenborg (Hrsg.), *Politik auf dem Boulevard? Die Neuordnung der Geschlechter in der Politik der Mediengesellschaft* (S. 7-21). Bielefeld: transcript Verlag.

Lünenborg, M., & Bach, A. (2010). Der Abschied vom furchtlosen Helden – Zum Wandel des Berufsbildes von Kriegs- und KrisenreporterInnen. In M. Thiele, T. Thomas, F. Virchow, (Hrsg.), *Medien – Krieg – Geschlecht. Affirmationen und Irritationen sozialer Ordnungen* (S. 323-344). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Maier, T. (2007). Gender und Fernsehen. Perspektiven einer kritischen Medienwissenschaft. *Studien | zur | visuellen| Kultur*. Bielefeld: transcript Verlag.

McRobbie, A. (2009). *The Aftermath of Feminism. Gender, Culture and Social Change*. Los Angeles, London, New Delhi, Singapore, Washington DC: Sage.

McRobbie, A. (2007). Postfeminism and Popular Culture: Bridget Jones and the New Gender Regime. In Y. Tasker, & D. Negra (Hrsg.), *Interrogating Postfeminism: Gender and the Politics of Popular Culture* (S. 27-39). Durham, NC: Duke University Press.

Neverla, I. (24. Januar 1997). Warum die deutsche Kommunikationswissenschaft durchaus Zukunft hat – eine Replik auf Alphons Silbermann. *Die Zeit*. Abgerufen von <http://www.zeit.de>

Pühl, K., Paulitz, T., Marx, D., & Helduser, U. (2004). Under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis – zur Einführung. In U. Helduser, D. Marx, T. Paulitz, & K. Pühl (Hrsg.), *Under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis* (S. 11-30). Frankfurt am Main: campus Verlag.

Schoon, W. (2009). *Gendering im Berufsfeld Journalismus. Ein Überblick über Empirie und Theorie sowie die Integration der Sozialtheorie Pierre Bourdieus*. Berlin, Münster: Lit Verlag.

Silbermann, A. (13. Dezember 1996). Abgesang auf die deutsche Medien- und Kommunikationswissenschaft. *Die Zeit*. Abgerufen von <http://www.zeit.de>

Spivak, G. C. (1996). Feminism and critical theory. In D. Landry, & G. MacLean (Hrsg.), *The Spivak Reader: selected works of Gayatri Chakravorty Spivak* (S. 53-74). London: Routledge.

Schwarzer, A. (2007). *Die Antwort*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Tasker, Y., & Negra, D. (Hrsg.). (2007). *Interrogating Postfeminism: Gender and the Politics of Popular Culture*. Durham, NC: Duke University Press.

Thomas, T. (2006). Showtime für das „unternehmerische Selbst“ – Reflektionen über Reality-TV als Vergesellschaftungsmodus. In L. Mikos, D. Hoffmann, & R. Winter (Hrsg.), *Mediennutzung, Identität und Identifikationen. Die Sozialisationsrelevanz der Medien im Selbstfindungsprozess von Jugendlichen* (S. 51-66). Weinheim, München: Juventa.

Thomas, T. (Hrsg.). (2008). *Medienkultur und soziales Handeln*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Wischermann, U. (2001). Interaktion von Öffentlichkeiten. Zur Geschichte der Frauenpresse im 18. und 19. Jahrhundert. In E. Klaus, J. Röser, & U. Wischermann (Hrsg.), *Kommunikationswissenschaft und Gender Studies* (S. 212-240). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Wischermann, U. (2003). *Frauenbewegungen und Öffentlichkeiten um 1900. Netzwerke Gegenöffentlichkeiten Protestinszenierungen*. Königstein i. Taunus: Ulrike Helmer Verlag.

Twenty Years of Gender and Queer Theories in German Communication and Media Studies

An Interjection

Elisabeth Klaus & Margreth Lünenborg

Communication scholars in Germany with an interest in promoting gender studies began to organize in 1991. From the beginning their aim was three-fold. Firstly, they aimed at generating new content and filling in the gaps existing research had left behind as regards to production, reception and representation of women and men in the media. Secondly, it promoted a new epistemology known as standpoint theory contradicting the mainstream claim of objective, value-free research. In this vein, gender studies was not limited to a special research area, but applied its instruments of critique to all the procedures, methodologies, and subject areas of the discipline as a whole. Thirdly, the gender section wanted to promote gender equality within the academic field and to contribute to the recognition of the work of female scholars. Although later this aim was abandoned in order to entirely focus on developing gender theory and research in communication and media studies, the section served as a supportive network for women entering the association – and today, quite a few of its early protagonists hold professorships.

The interweaving of gender studies on the one hand and communication studies on the other has proved most productive. Many of the earlier gaps in communication studies are closed now. Much more is known about the meaning of gender in all parts of the communication process – including production and reception of media and communication as well as its representation by different media texts. The bibliography of gender studies publications (<http://www.unisalzburg.at/pls/portal/docs/1/1349192.PDF>) shows the complexity of the research conducted over the last years. Moreover, the gender studies perspective has led to important theoretical contributions in the field of communication. The insights in the complex category of gender, especially the knowledge of the symbolic construction of the binary gender code, led to a questioning of many other dualisms, such as private life and public sphere, information and entertainment, citizen and consumer. As a consequence an attempt was made to bridge micro and macro perspectives. The paper discusses the innovative influence of these insights on communication and media research, choosing public sphere theory, entertainment research and journalism research as examples.

A tri-partite model introduced by Klaus (1998), and with a somewhat different focus by Angerer/Dorer (1994), was instrumental in mapping out the field of gender studies and establishing it as a sub-field on its own within the German communication society. The model distinguished between the equality paradigm, the difference paradigm and deconstructionist theories. This systematic can be read historically extending the notion of gender, moving from an essentialist concept

to one that focuses on the symbolic, constructionist and textual qualities of gender as a structure of meaning. This latter strand has diversified considerably within the last 20 years so that the term de/constructionism today seems rather imprecise incorporating at least three different approaches: social constructionism, poststructuralism and deconstructionism. Queer Theory with its focus on a critique of the heterosexual and heteronormative matrix and the intersectionality paradigm have further enhanced our ideas of how gender is entrenched in the very fabric of society and contributes to its reproduction. But the theoretical advancements are not the only reason why the model needs a reworking and an extension. A number of social, cultural and political developments also necessitate a revised mapping of the field of gender studies in order to deal with the “constant flux” of gendering practices in society (Erikson & Goldthorpe, 1992).

We identify and discuss three challenges to gender theory: First, a growing distance between feminist practices and theoretical developments, second, the integration of feminist concepts into a conservative model of society – partly called “post-feminism” (Tasker & Negra, 2007) – and third, the increasing difficulties in the development of critical theories given the neoliberal turn in university politics. The continuous diversification of gender studies and its struggle for recognition within the scientific community has led to a growing distance to equality policies and feminist political movement. Often the vocabulary used (“gender” might be mentioned as the starting point) is adopted from gender studies in the English-speaking realm. This certainly complicates the transfer of insights from theory into the everyday struggles of feminists. On the other hand, the feminist discourse frequently limited itself to gender mainstreaming policies, rejecting outright to reflect on the insights and consequences of the poststructuralist and deconstructionist turn in gender studies. In addition, the lack of a strong women’s movement has resulted in a reductionist retelling of the feminist agenda so that even the conservative parties have integrated some of its original demands. Fraser (2010) has commented on the ways in which feminist issues have been stripped of their critical impetus and became fully integrated into a neoliberal economic turn. These forms of friendly embracement have been realized with the support of popular culture formats, where young, pretty women are presented as individually successful without questioning the hegemonic gender order, as McRobbie (2010) describes in the “Aftermath of Feminism”. Neoliberalism has also exerted strong influence on university politics. The possibility of developing critical theories in general and gender studies theories in particular have deteriorated tremendously. The economic logic being implemented in structures of academia reduces the opportunities of theory production, as external funding mostly concentrated on applied research has become an important indicator for successful academic careers.

We briefly conclude that gender and queer studies in communication and media studies could enter universities due to the appointment of at least some (also) gender studies scholars. But it has not succeeded in a structural anchoring since today not one professorship with a denomination in gender studies exists. Its first two decades of existence in German-speaking communication research shows that communication and media studies have much to gain from the critical per-

spectives and insights gender and queer theories offer in order to entangle the social and cultural workings of communication and media.

Literature:

Angerer, M.-L., & Dorer, J. (Eds.). (1994). *Gender und Medien. Theoretische Ansätze, empirische Befunde und Praxis der Massenkommunikation. Ein Textbuch zur Einführung* [Gender and media. Theoretical approaches, empirical findings and the praxis of mass communication. An introductory textbook]. *Studienbücher zur Publizistik und Kommunikationswissenschaft* [Transcripts on journalism and communication]. Wien: Braumüller Verlag.

Erikson R., & Goldthorpe, J. H. (1992). *The Constant Flux. A Study of Class Mobility in Industrial Societies*. Oxford: Clarendon Press.

Klaus, E. (1998). *Kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung. Zur Bedeutung der Frau in den Massenmedien und im Journalismus* [Gender research in communication studies. On the impact of the female in mass media and journalism]. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

McRobbie, A. (2009). *The Aftermath of Feminism. Gender, Culture and Social Change*. Los Angeles, London, New Delhi, Singapore, Washington DC: Sage.

Fraser, N. (2010). Feminism, Capitalism and the Cunning of History. *New Left Review*, 56, 97-117.

Tasker, Y., & Negra, D. (Eds.). (2007). *Interrogating Postfeminism: Gender and the Politics of Popular Culture*. Durham, NC: Duke University Press.